

(Nachdruck verboten.)

81

Foma Gardjejew.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner.

„Das weiß ich nicht,“ sagte Foma unschlüssig. „Komm zu Smolin, wir wollen dort alle drei die Tauben jagen.“

„Gut, wenn ich darf.“

„Liebt Dich denn Dein Vater nicht?“

„Doch, er liebt mich.“

„Nun, dann erlaubt er's Dir . . . Sag' aber nicht, daß ich auch dabei bin . . . sonst erlaubt er's vielleicht wirklich nicht. Sag' nur: erlaub' mir, zu Smolin zu gehen . . . Smolin!“

Der dicke Knabe kam, und Feschow begrüßte ihn, indem er vorwurfsvoll den Kopf schüttelte:

„Ach, Du rote Klatzbase! Es lohnt sich gar nicht, mit Dir befreundet zu sein . . . Du Kieselstein.“

„Warum schimpfst Du?“ fragte Smolin ruhig und musterte Foma mit seinen unbeweglichen Augen.

„Ich schimpfe nicht, ich sage die Wahrheit,“ erklärte Feschow und zuckte vor Aufregung zusammen. „Höre! Obgleich Du auch ein Waschlappen bist — aber lassen wir das! Sonntag nach der Messe komme ich mit ihm zu Dir.“

„Kommt,“ nickte Smolin mit dem Kopf.

„Wir kommen . . . Es wird gleich läuten, ich werde noch hinlaufen, um den Feisig zu verkaufen,“ erklärte Feschow und zog aus der Hosentasche ein Paket heraus, in dem etwas Lebendiges zappelte. Und er verschwand vom Schulhof, wie Quecksilber von der Handfläche.

„Was das für einer ist!“ sagte Foma, der von Feschows Lebhaftigkeit betroffen war, und blickte Smolin fragend an.

„Er ist immer so . . . Er ist sehr geschickt,“ erklärte der rothaarige Knabe.

„Und lustig“, fügte Foma hinzu.

„Und lustig“, bestätigte Smolin.

Dann schwiegen sie eine Weile und musterten einander.

„Kommst Du mit ihm zu mir?“ fragte der Note.

„Ich komme.“

„Komm . . . bei mir ist's schön.“

Foma sagte nichts darauf. Dann fragte ihn Smolin:

„Hast Du viele Kameraden?“

„Ich habe niemand.“

„Ich hatte vor der Schule auch niemand . . . nur meine Vettern. Jetzt wirst Du auf einmal zwei Kameraden haben.“

„Ja,“ sagte Foma.

„Freust Du Dich?“

„Ich freue mich.“

„Es ist lustig, wenn man viele Kameraden hat . . . Es ist auch leichter zu lernen, man sagt vor . . .“

„Lernst Du gut?“

„Ja. Ich mache alles gut,“ sagte Smolin ruhig.

Die Glocke läutete eilig, als sei sie erschrocken und liefse irgend wohin.

In der Schule fühlte sich Foma freier und begann seine Kameraden mit den andern Knaben zu vergleichen. Er fand bald, daß sie die besten in der Schule waren und ebenso scharf in die Augen fielen, wie die zwei Ziffern 5 und 7, die von der schwarzen Klassentafel noch nicht abgewischt waren. Und es war Foma angenehm, daß seine Kameraden besser waren als alle andern Knaben.

Sie gingen alle drei zusammen aus der Schule, aber Feschow bog bald in ein schmales Gäßchen ein, während Smolin Foma bis nach Hause begleitete und beim Abschied sagte:

„Siehst Du, wir haben auch denselben Weg.“

Foma wurde zu Hause feierlich empfangen: der Vater schenkte dem Knaben einen schweren Silberlöffel mit einem kunstvollen Monogramm und die Tante ein selbstgestricktes Halstuch. Man hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, trug seine Leibspeisen auf, setzte ihn, gleich nachdem er sich ausgezogen hatte, an den Tisch und begann ihn auszufragen:

„Nun, hat's Dir in der Schule gefallen?“ sagte Ignat,

indem er liebevoll in das rotbackige, belebte Gesicht des Sohnes blickte.

„Ja. Es ist schön dort!“ antwortete Foma.

„Du lieber Junge!“ seufzte die Tante gerührt. „Sieh nur zu, daß Dich die Kameraden nicht unterkriegen. Wenn sie Dir etwas thun, geh' nur gleich zum Lehrer und erzähl's ihm.“

„Hör nicht auf sie!“ lächelte Ignat. „Thu' das niemals! Sieh Dir Mühe, mit einem jeden, der Dir unrecht thut, selbst fertig zu werden, strafe sie mit der eignen Hand und nicht mit einer fremden. Sind nette Jungen darunter?“

„Zwei,“ und Foma lächelte beim Gedanken an Feschow. „Der eine ist so dreist —“

„Da muß man acht geben!“

„Wer ist's?“

„Der Sohn von einem Diener.“

„Hm . . . Du sagst, er ist dreist?“

„Und wie!“

„Nun . . . Und der andre?“

„Der andre ist ganz rothaarig . . . Smolin heißt er.“

„Ah! Das ist wohl Mitri Zwanitsch's Sohn. Halte Dich an ihn, das ist ein guter Umgang. Mitri ist ein kluger Mann . . . es wäre gut, wenn der Sohn ihm nachgeraten ist. Aber der andre . . . Weißt Du, Foma, lade sie für Sonntag zu Dir ein. Ich werde Süßigkeiten kaufen, und Du bewirtest sie. Wir werden dann sehen, wie sie sind.“

„Smolin hat mich für Sonntag eingeladen,“ erklärte Foma und blickte den Vater fragend an.

„So, also geh! Das macht nichts, geh. Sieh Dir an, was es für Menschen auf der Welt giebt. Man kann nicht allein, ohne Fremde leben. Ich bin mit meinem Vater schon über zwanzig Jahre befreundet und habe viel von ihm gelernt. Sieh auch Du Dir Mühe, mit denen Freundschaft zu pflegen, die besser und klüger sind als Du. Wenn Du Dich an einem guten Menschen reibst, wie eine Kupferkopte an Silber, wirst Du selbst für einen Zwanziger gelten.“

Ignat lachte über seinen Vergleich und fügte ernst hinzu:

„Ich scherze nur. Sieh zu, daß Du nicht gefälscht, sondern echt bist, und habe, wenn auch nur einen kleinen Verstand, so doch Deinen eignen. Hast Du viele Aufgaben zu machen?“

„Ja!“ seufzte der Knabe, und als sein Echo erklang der schwere Seufzer der Tante.

„Nun, lerne nur. Wirst im Lernen nicht schlimmer sein wie die andern. Ich will Dir was sagen: Wenn in der Schule auch fünf- und zwanzig Klassen wären, kann man dort doch nichts als Schreiben, Lesen und Rechnen lernen. Man kann auch noch verschiedene Dummheiten lernen — doch Gott behüte Dich davor! Ich werde Dich zu Tode prügeln, wenn es so sein sollte. Wenn Du Tabak rauchst, werde ich Dir die Lippen abschneiden.“

„Denke an Gott, Fomuschka,“ sagte die Tante, „sieh zu, daß Du unsern Herrgott nicht vergiffst.“

„Das ist richtig! Ehre Gott und Deinen Vater. Ich wollte aber sagen, daß die Bücher noch nicht die Hauptsache sind. Du brauchst sie, wie der Tischler einen Hammer und Hobel braucht, das sind nur Werkzeuge, und Werkzeuge bringen einem nicht bei, wie man sie gebrauchen soll. Hast Du verstanden? Sagen wir so: dem Zimmermann ist ein Hammer in die Hand gegeben, und er muß damit ein Brett behauen. Die Hände und der Hammer sind hier zu wenig, man muß auch verstehen, auf das Holz und nicht auf den Fuß zu schlagen. Dir ist das Lesen und Schreiben in die Hände gegeben, und Du mußt Dir damit Dein Leben einrichten. Und da komm's heraus, daß die Bücher dabei zu wenig sind, man muß sie auch zu gebrauchen verstehen. Das zu verstehen ist schwerer als alle Bücher, und in den Büchern steht nichts davon, das muß man vom Leben selbst lernen, Foma. Das Buch ist eine tote Sache, man kann es anpacken, wie man will, kann es reißen und brechen, es wird nicht schreiben. Und wenn Du falsch durchs Leben schreitest, einen falschen Ort darin einnimmst, dann schreit es Dich mit tausend Stimmen an, schlägt nach Dir und wirft Dich zu Boden.“

Foma hörte, auf den Tisch gestützt, dem Vater aufmerksam zu und stellte sich bei dem mächtigen Klang seiner Stimme

Bald einen Tischler vor, der ein Brett zu behauen hatte, bald sich selbst, wie er sich mit vorgestreckten Händen auf schwankendem Boden zu etwas Niesigem und Lebendigem hütschlich und dieses schreckliche Etwas erfassen wollte.

„Der Mensch muß seine Kräfte für seine Arbeit aufsparen und muß den Weg zu seiner Arbeit genau kennen. Der Mensch ist wie ein Lotse auf einem Schiff... In der Jugend muß er immer geradeaus gehen wie bei hohem Wasserstand. Der Weg ist ihm überall offen... Man muß aber wissen, wann es Zeit ist zu steuern. Das Wasser fällt, und man sieht hier eine Sandbank, dort Treibholz oder einen Stein; man muß auf das alles acht geben und es beizeiten umgehen, um umzusehen in den Hafsen einzulaufen.“

„Ich werde schon in den Hafsen einlaufen,“ sagte der Knabe und blickte den Vater sicher und stolz an.

„Wirklich? Du hast Mut!“ lachte Ignat. Und die Tante lachte auch freundlich.

Seit der Reise auf der Wolga war Joma zu Hause mit dem Vater, mit der Tante und mit Majakin leber und gesprächiger. Aber auf der Straße oder in irgend einem neuen Ort vor fremden Leuten wurde er übellaunig und blickte mißtrauisch um sich, als fühlte er überall etwas Feindliches, das sich vor ihm versteckte und auflauerte.

Des Nachts erwachte er manchmal plötzlich und lauschte lange der Stille rundum, indem er mit weit offenen Augen starr in das Dunkel blickte. Und dann verwandelten sich ihm die Erzählungen des Vaters in Gestalten und Bilder. Er verknüpfte sie unbewußt mit den Märchen der Tante und erschuf sich ein Chaos von Ereignissen, in denen die grellen Farben der Phantasie sich seltsam mit den strengen Abtönungen der Wirklichkeit verslochten. Es entstand etwas Ungeheures und Unverständliches; der Knabe schloß die Augen, jagte das alles von sich und strengte sich an, dem ihn ängstigenden Spiel der Phantasie Einhalt zu gebieten. Doch er bemühte sich vergebens, einzuschlafen, und das Zimmer füllte sich immer mehr mit dunklen Gestalten.

Dann wedte er leise die Tante:

„Tante... Tante!“

„Was ist? Gott sei mit Dir.“

„Ich werde zu Dir kommen,“ flüsterte Joma.

„Wozu? Schlafe, mein Herz, schlafe.“

„Ich fürchte mich,“ gestand der Knabe.

„Vete im Geiste: Der Herr ist auferstanden, dann wirst Du aufhören, Dich zu fürchten.“

Joma liegt mit geschlossenen Augen und betet. Die Stille der Nacht erscheint ihm wie eine grenzenlose Menge dunkeln Wassers, das ganz unbeweglich ist, es hat sich über den ganzen Raum ergossen und ist erstarrt, man sieht keine Welle, keinen Schatten von einer Bewegung an der Oberfläche, darin ist auch nichts, trotzdem es bodenlos tief ist. Es macht bange, allein von oben aus dem Dunkel auf dieses tote Wasser hinabzuschauen. Doch jetzt ertönt der Ruf des Nachtwächters, und der Knabe sieht die Wasseroberfläche erheben, runde, dicke Kugeln hüpfen darüber hin und bedecken sie mit Wellengeträufel. Der Klang der Kirchturmglocke macht das ganze Wasser mit einer mächtigen Bewegung aufwallen, und es wiegt sich noch lange rhythmisch und ist von einem großen lichten Fleck beleuchtet, der sich vom Centrum aus in die dunkle Ferne verliert, erleuchtet und erlischt. Dann herrscht in dieser dunkeln Wüste wieder bange, tote Ruhe.

„Tante!“ flüstert Joma flüsternd.

„Ja?“

„Ich geh' zu Dir.“

„Ja, komm, komm, mein Täubchen.“

Nachdem er in das Bett der Tante übersiedelt ist, schmiegelt er sich an sie und bittet:

„Erzähl' etwas!“

„Zu der Nacht?“ protestiert die Tante schläfrig.

„Bitte!“

Sie läßt sich nicht lange bitten. Gähmend, mit heiserer Stimme und geschlossenen Augen beginnt die Alte langsam:

„Also, in irgend einem Lande, in einem unbekanntem Königreiche lebte ein Mann und eine Frau, und sie waren sehr arm! Sie waren so unglücklich, daß sie nicht einmal etwas zu essen hatten. Sie gingen betteln, und man gab ihnen hie und da ein Stück trockene Brotkruste, davon waren sie einen Tag lang satt. Da wurde ihnen ein Kind geboren, das Kind war da, man mußte es taufen; da sie aber arm waren, konnten sie die Paten und Gäste nicht bewirten, und niemand kam zu ihnen, das Kind zu taufen! Sie versuchten

alles mögliche, doch niemand kam! Da steheten sie zu Gott. Herr! Herr!...“

Joma kennt dieses ängstigende Märchen von Gottes Taufkind, er hat es mehr als einmal gehört und sieht dieses Taufkind schon vor sich: es reitet auf weißem Roß zu seinem Paten, es reitet durch das Dunkel in einer Wüste und sieht dort all die unerträglichen Qualen, zu denen die Sünder verdammt sind. Und er hört ihre leisen Seufzer und Bitten:

„O—oh! Menschenkind! Frage Gott, ob wir uns noch lange quälen werden!“

Dann scheint es dem Knaben, als reite er selbst in der Nacht auf weißem Roß, und die Seufzer und Bitten seien an ihn gerichtet. Sein Herz krampft sich von einem ihm unverständlichen Wunsch zusammen; kalte Bangigkeit bedrückt ihm die Brust und Thränen füllen seine Augen, die er fest schließt und zu öffnen sich fürchtet.

Er wälzt sich unruhig im Bett herum.

„Schlaf, mein Kindchen, Gott ist mit Dir!“ sagt die Alte und unterbricht ihre Erzählung von den Qualen, die die Menschen für ihre Sünden erdulden müssen.

Doch am Morgen nach einer solchen Nacht erhob sich Joma lustig und frisch, wusch sich eilig, trank schnell Thee und lief in die Schule, mit süßem Nachverf beladen, auf das der stets hungrige kleine Jeschow wartete, der die Freigebigkeit seines Kameraden gierig ausnützte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Lieber Graf!

Ein Räuber überfiel mal in einem dunklen Wald einen armen Christenmenschen. Er zog ihn bis aufs Hemd aus, und als der Unglückliche nichts mehr zu geben hatte, warf der Räuber ihn nieder, trat ihm mit Füßen und schnitt ihm die Gurgel durch.

Ein alter deutscher Corpsstudent, der auf Ehre und Korrektheit peinlich hielt, wandelte — so wollte es das Schicksal — desselben Weges. Da er gewahrte, daß der Ueberfallene ein guter Bekannter von ihm war, dem er in jüngeren Zeiten ewige Freundschaft und Schutz in jeder Gefahr gelobt hatte, so blieb er interessiert stehen und sah mit großer Aufmerksamkeit und innerer Ergriffenheit zu, wie der Räuber seinem braven Freund den Rock auszog, die Uhr nahm, den Geldbeutel stahl, wie er ihn auf den Boden warf, ihn mißhandelte und endlich mordete.

Sie müssen, lieber Graf, nur wissen, daß der Corpsstudent so wohl das Jus wie die diplomatischen Camerales mit gediegenem Erfolg studiert hatte. Er war also so weise, dem tiefen Grundsatze zu huldigen, daß man in solchen unangenehmen und betäubenden Zwischenfällen des menschlichen Daseins stielte Neutralität bewahren müsse. Das that denn auch der Corpsstudent und unterdrückte die Aktion des Räubers nicht einmal durch ein aufmunterndes Bravo; so gewissenhaft war der Corpsstudent, der ein lebendiges Gefühl für seine Verantwortlichkeit hatte, in der Innehaltung der Neutralität.

Der Räuber hatte sein Werk vollendet. Er packte die Beute zusammen und wollte von dannen. Da gewahrte er den nahen Zuschauer, den er vordem nicht bemerkt hatte, und in seinem nicht ganz freien Gewissen warf er einen lauernden Blick auf den Fremden.

Alles konnte der Corpsstudent vertragen, nur eine Verletzung seiner Ehre duldete er unter keinen Umständen. So stürzte er denn voll Grimm auf den Räuber und schnaubte ihn an:

„Mein Herr! Sie haben mich figiert. Das ist eine Unverschämtheit. Ich fordere Genugthuung.“

Der Räuber begriff nicht recht und versuchte weiterzugehen.

Der Corpsstudent aber faßte ihn am Aermel und sagte aufs neue: „Warum haben Sie mich figiert, Sie Frechdachs? Sie haben mich kolossal beleidigt.“

Der Räuber war ein wenig nervös; denn die Anspöndelung, Mißhandlung und Abschlagung des Mannes hatte ihn angestrengt. Darum lachte er nicht über den drolligen Corpsstudenten, sondern ärgerte sich über sein Gebahren, und weil er sich ärgerte, zog er den Revolver und zielte auf den Beleidigten.

Der Revolver leuchtete dem Studenten sofort ein und er bemerkte hastig: „O, ich sehe, ich befand mich in einem Mißverständnis. Ich bitte um Verzeihung. Sie sind ein unerschrockener Held. Ich freue mich unendlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Die gemeinsamen Interessen der Kultur und der Menschlichkeit verbinden uns unloslich miteinander. Aber bitte, figurieren Sie mich nicht wieder. Das verletzt mein Ehrgefühl.“

Da lachte der Räuber, verzick und die beiden Männer umarmten sich und schworen sich ewige Freue.

Wie jedoch der Corpsstudent zu seinen Corpsbrüdern zurückkehrte und das Geschehene erzählte, entstand eine fürchtbare Entrüstung und man schloß ihn festig, daß er so nachgiebig gewesen. „Indem der Kerl Dich figierte“, bemerkte der mit der allerfeinsten Ehre, „hat

kleines Feuilleton.

er das ganze Corps beleidigt. Diese Schmach ist nur mit Blut abzuwaschen." Vehulich sprachen die andern.

Indes, schließlich erklärte sich der Gescholtene bereit, seinen Willern zur Sühne ihre Schulden zu bezahlen. Da legte sich die Entrüstung und man erklärte sein Benehmen für durchaus korrekt. Mein lieber Zollgraf, Ich habe diese kleine Geschichte kürzlich in einem uralten deutschen Volksbuch gelesen, und weil ich weiß, daß Sie für alle Schöpfungen des Menschengewirtes ein lebhaftes Interesse haben, so beileie ich mich, Ihnen die merkwürdige Begebenheit abzuzeichnen. Aber ich fordere einen kleinen Gegendienst von Ihnen. Sagen Sie mir, was Sie über die Geschichte und ihre Moral denken!

Sie werden mich in ihrer geistigen Ueberlegenheit gewiß auslachen, aber ich gestehe Ihnen, so dünn die Fabel ist, sie quält mich, sie verfolgt mich, sie entsetzt mich. Gewiß ist es ein absurder Spaß, nicht wert, darüber zu reden, aber der Gedanke will mir nicht aus dem Kopf, als stede hinter dem bloßen Akt ein tödliches Epigramm auf die Zeit, als sei das Märchen von einem grausamen Naturalismus, als werde hier die moralische Logik untrer Nation mit der Schellen-Weitsche blutig gegeißelt.

Und was mich am meisten ängstigt, ist, daß alle Leute, denen ich die Geschichte erzählte, den Hergang durchaus selbstverständlich fanden. Sie fanden alle, daß sich der Corpstudent sehr wacker benommen, daß er mit Nachdruck, Mut und kluger Besonnenheit zugleich seine Ehre gerächt habe, daß er tadellos korrekt gewesen sei.

Das ist das Aengstigende. Meine Vernunft denkt in jedem Punkt entgegengesetzt als alle diese Leute, und da ich doch nicht annehmen kann, daß alle Narren und ich der einzige Weise sei, so fürchte ich, mein Verstand habe geklitert, und ich sei nicht mehr fähig zu urteilen wie der gesunde Menschenverstand, zu fühlen wie ein vernünftiges, braves Herz. Ich habe eine andre Logik, eine andre Moral wie die andern, ich verstehe diese Welt nicht mehr, ich möchte denn ihr Thun daraus erklären, daß sie allesamt Schurken, Lügner und Heuchler seien. Und das ist doch eine unzulässige Ausnahme.

Helfen Sie mir, lieber Fremd, wieder zu Verstande zu kommen, auf daß ich denke und fühle wie die normale Menschheit. Ich werde mich Ihrem sachverständigen Urteil fügen. Was halten Sie von jenem Corpstudenten?

Ich nämlich — lachen Sie mich nicht aus wegen des offenen Bekenntnisses meiner Thorheit — meine, daß es ein sehr schädiger Buride ist, ein treulos und schwächlicher Kennzeichner, halb lächerlich, halb verächtlich, ein diplomatisch-höflicher Geist, der immer das Gegenstück von dem thut, was er möchte, der sich an der unrichtigen, gleichgültigen Stelle entrüstet, und armelig verstummt, wo er reden möchte. Alle Leute bewundern sein feines, korrektes Taltgefühl, daß er sich nicht in den Handel zwischen dem Räuber und seinem Opfer einmischet, sondern still beiseite gestanden habe. Ich dagegen glaube, daß er schon einige Verpflichtungen gehabt habe, erstens weil es Menschenpflicht sei, dem Schwächeren zu helfen, und dann weil er ihn ja vordem seines Schwages versichert hatte. Indessen das begreife ich noch zur Not, daß der Corpstudent in einer so kritischen Lage sein treues Leben nicht aufs Spiel setzen wollte. Tapferkeit empfiehlt sich immer nur dem Schwächeren gegenüber. Wenn der Mann nun schon so vorsichtig war, dann hätte er verbeiden von damen gehen und sich ruhig verhalten sollen. Er aber fühlt sich plötzlich in seinem tiefsten Gefühl gekränkt, weil der Räuber ihr — nicht einmal in böser Absicht, sondern nur aus der Not des scheuen Gewissens — schamlos angesehen. Jetzt greift er den Räuber mit entrüsteten Worten an; als der sich aber zur Wehr setzt, verhöhnt er sich wieder mit ihm, und neben der Leiche feiert sie das Behefest ihres Freundschaftsbundes. Ja kann mir nichts Gländeres denken als solches Verfahren, das alle menschlichen Begriffe von Würde und Größe verkehrt und verzerrt.

Oder irre ich mich? Handelt der Student doch, wie alle sagen, als ein nationaler Held? Verkörpert er wirklich geradezu die nationale Volksgemeinschaft, die nationale Ehre, Sittlichkeit und Vernunft?

Ich will meine widerprechende Beurteilung der Geschichte nicht zu Ende führen. Was ich Ihnen bisher von meiner Befangenheit gebeichtet, genügt schon, daß Sie Ihr Gutachten abgeben können, ob ich oder die andern Narren sind.

Erfreuen Sie mich, heitern Sie mich auf, geben Sie mir mehr Selbstvertrauen wieder — oder sprechen Sie mir mein Todesurteil. Auf jeden Fall bedarf ich der Entscheidung. Ich extrage den Zustand der Ungewißheit nicht mehr.

Obnehin scheint diese Erde verflucht. Seit Monaten fehlt uns die Sonne. Ein paar Tage schien es wie Frühling hervorzu-schimmern. Bald ging wieder alles unter in dem lichtlosen Grau weidlich-widrigen Nebelgeriefels. Alles ist schläfrich und feig, verdrossen, und die Menschen gähnen selbst über das Unerhörte. Alle ihre Begriffe sind abgestumpft, und ihr schwammiges Denken und Fühlen verträgt jeglichen Widerspruch. Selbst lachen mag ich nicht mehr. Ich sehne mich nach einem Sonnenstrahl, nach Sturm und Gewitter, und vor allem nach einem gehenden Ausschrei menschlicher Vernunft. Kennen Sie keinen Wissenden, der plötzlich vor das humrige Volk hintritt und die Wahrheit kundet: „So ist es und nicht anders — erwacht!“ — ein zerkünderndes Sündenbekenntnis und ein heldischer Propheten-Beruf zugleich?

Ah, ich bin ein Narr, und Sie denken wohl eher an Ihre Villa in Florenz. Ich weide Ihnen die Flucht nicht, aber antworten Sie zuvor

Ihrem

Joe.

th. Aufstandsregeln. „Aber Mama, was hast du denn Mama?“

„Nichts!“

„Es hat Dich doch irgend etwas geärgert!“

„Wenn Dich mir nichts geärgert hat, laß mich in Ruhe!“

Elfriede maß die Mutter mit einem scheuen Blick. Wenn Mama „so“ war, war es allemal richtig.“ Schweigend schritten sie nebeneinander hin, die stille Genthinerstraße hinauf. Aber langes Stillschweigen war Elfriedes Sache nicht. Sie fing von neuem an: „Sie war doch ein wunderhübscher Abend, ich habe mich prächtvoll amüsiert!“ Die Mutter antwortete nicht.

„Fränlein Börmgens Gesang war doch reizend! Nicht wahr?“

„Ja!“

„Und dann die Recitation von Herrn Walden! Die war eigentlich das Schönste.“ Die herrlichen Balladen von Fontane, wie er die zum Ausdrud brachte, das war ein Hochgenuß.“ Elfriede fing an zu schwärmen.

„Ja wohl! Ja natürlich!“ Die Mutter blieb stehen: „Ein Hochgenuß, Dein Betragen war auch ein Hochgenuß! Wirklich reizend, ich hab mich geschämt für Dich, so ungezogen zu sein!“

„Aber, aber, Mama!“ Elfriede war ganz blass. „Unge — ungezogen? Wieso denn?“

„Sei schon still, bis wir zu Hans sind.“

„Ich habe aber wirklich keine Ahnung!“

„Thu mir nicht so. Denst wohl, man hat es nicht bemerkt!“

„Ich hab es der Frau Konjul Heinrichs angesehen: sie war empört.“

„Mein Name ist Haase, ich weiß von nichts.“ Das junge Mädchen veruchte einen Scherz zu machen.

„Nun haug' man nicht so an!“ Die Mutter wurde wütend: „Dumme Redensarten, statt sich zu entschuldigen. Dein Betragen war ganz unerhört! So benimmt sich keine junge Dame aus der Gesellschaft!“

„Mama, ich weiß aber thatsächlich von nichts.“ Elfriede sprach im Ton ehrlichster Entrüstung.

Die Mutter ging weiter. „Unerhört war Dein Betragen, das sage ich Dir nochmals, ganz unerhört! Die Frau Konjul so zu schneiden! Du hättest doch ihre Stellung bedenken sollen und auch das, daß sie eine ältere Dame ist und Du ein dummes junges Ding!“

„Aber, Mama, ich hab' sie doch nicht geschnitten?“

Elfriede fiel offenbar aus den Wolken.

„Ich habe sie sehr höflich begrüßt.“

„Ja aber weiter auch nichts.“

„Verabschiedet hab' ich mich auch von ihr.“

„Guten Tag und Adieu! Na ja!“ Die Mutter lachte gereizt: „Und Du empfindest es auch noch nicht einmal. Bei Tisch hast Du kaum drei Worte mit ihr gewechselt, und wenn sie Dich fragte, kaum ja und nein. Denst Du denn, man merkt das nicht?“

„Gott, ich unterhielt mich so interessant mit Doktor Berger.“ Die Tochter war schwollend den Kopf zurück. „Sie brauchte ja nicht immerzu dazwischen zu reden und überhaupt die Frau Konjul ist ein greuliches Weib!“

„Na ja, siehst Du, das ist Deine Meinung, die hast Du offen genug gezeigt!“

„Ist es auch!“ Elfriede wurde eifrig. „Nichts weiter weiß sie zu reden, als Klatsch und noch mal Klatsch, und das dritte Wort, was sie spricht, ist immer was Böses von andren Leuten!“

Die Mutter sagte nichts dagegen. Wieder schritten sie ein Ende schweigend neben einander hin. Dann fing Elfriede von neuem an: „Und überhaupt sagen das alle von ihr, eine gräßliche alte Klatsche ist sie, alle Menschen heßt sie zuammen. Erna Waldens Verlobung hat sie auch auseinander geklatscht, und wenn man sich mal mit einem Herrn unterhält, steht sie gleich daneben und horcht und dann geht's: na, man kann wohl gratulieren? na, nun ist wohl bald Hochzeit? Und nachher sagt sie, man ist heiratsstoll! Das alte Ekel!“ Elfriede hatte sich förmlich in Jortn geredet.

Die Mutter war milder geworden: „Eine bössartige Klatsche ist sie, wenn ihr Mann nicht eben seine Stellung hätte, wär sie auch schon lange abgethan. Die andren können sie so wenig leiden, wie Du, aber ungezogen darfst Du darum doch nicht sein!“

„Bin ich auch nicht gewesen, Mama, ich war ganz höflich, nur das hab ich ihr gezeigt, daß sie mir gewogen bleiben kann.“

„Das ist ja eben Deine Ungezogenheit.“ Die Stimme der Mutter schwoll wieder an: „Also, Du zeigst es noch ganz offen, daß Dir die Dame unshmpathisch ist?“

„Aber, Mama, warum soll ich denn nicht?“ Elfriede weinte beinahe; und vorgestorn hast Du noch gesagt, die Heinrichs ist einfach eine Kanaille und was sie schon für Unheil angerichtet hat mit ihrem Klatschen, das läßt sich nicht sagen, und Frau Doktor Wegner jagt auch, man müßte sie eigentlich gar nicht mehr einladen, sie ist zu verächtlich.“

„Aber ungezogen ist niemand zu ihr gewesen, nur Du!“ Die Mutter wurde immer ärgerlicher. „Ihr einfach zu zeigen: Du bist mir unshmpathisch, das ist ja unerhört! Hast Du denn gar keine Lebensart? Man muß sich doch beherrschen in Gesellschaft!“

„Ach, ich mir gar nichts draus!“ Elfriede machte ein Trost-gesicht: „Sie kann wissen, daß sie mir ein Greuel ist; gegen Erna war sie zu gemein!“

Aber die Mutter sagte: „Ach was Erna! Sie geht Dich gar nichts an. Betrage Dich, wie es sich gehört. Du hast lebenswürdig

zu sein zu den Leuten, und, wenn sie Dir ein Grottel sind, hast Du doppelt liebenswürdig zu sein, so macht es jeder gebildete Mensch. Das gehört zum guten Ton.“ —

— **Vom Bremer Bleikeller.** In der neuesten Nummer der „Chemiker-Zeitung“ veröffentlicht *Arminius Van* folgende Mitteilung: Der Bremer Bleikeller (der unter dem Chor des Bremer Doms liegt und der seinen Namen davon führt, daß in ihm beim Bau des Doms die Bleiplatten gegossen wurden) zeichnet sich dadurch aus, daß in ihm aufbewahrte Leichname (der älteste ist 400, der jüngste 100 Jahre alt) und Tierkörper nicht verweesen, sondern eintrocknen und mumifiziert werden. Die gewöhnliche Erklärung für diesen eigenartigen Vorgang ist die, die Luft sei in dem Bremer Bleikeller so trocken, daß sie Fäulnisprozesse nicht aufkommen lasse. Der Führer erzählt gewöhnlich auch, es müsse Tag und Nacht in dem Bleikeller ein Fenster offen bleiben, andernfalls würde die Luft so trocken, daß man darin nicht atmen könne. Meiner Ansicht nach ist diese Erklärung falsch, denn es liegt gar kein Grund für die Annahme vor, daß dieser Keller so außerordentlich trocken sein soll; selbst beim ergiebigsten Regenwetter bleibt, wie ich gesehen habe, ein Fenster ständig geöffnet. Die Aufklärung der Eigenschaft dieses Kellers dürfte wohl anderweitig zu suchen sein. Hält man sich auch nur kurze Zeit im Bleikeller auf, so verspürt man ein eigenartiges Gefühl auf der hinteren Partie der Zunge und im Kehlkopf, das der Führer als „Austrocknen“ bezeichnet. Meine Meinung geht aber dahin, daß man hier ein Gas einatmet, das sich in der Mundflüssigkeit löst und auf die Nerven einen Reiz ausübt, den man entfernt mit „Austrocknen“ bezeichnen kann. Es würde also, um der Eigenschaft des Bleikellers, die noch heutigen Tages in unveränderter Weise fortbesteht, auf den Grund zu gehen, notwendig sein, Luftanalysen auszuführen. Daß die Ausführung der letzteren, nach der Entdeckung des Argons, des Heliums usw. nicht gerade leicht ist, mag ein Grund sein, weshalb man bei früheren Untersuchungen nicht die Eigentümlichkeit des Bleikellers hat aufklären können. Es ist wohl anzunehmen, daß sich im Boden des Bleikellers ein Gas entwickelt, das baktericide Eigenschaften besitzt und deshalb die Konservierung tierischer Körper bewirkt. —

Litterarisches.

— **n. Berni Lie: „Zauber“.** Novelle. München. Albert Langen. — Es ist eine Geschichte aus den skandinavischen Bergen, eine Geschichte zwischen zwei Menschen, die der Zufall zusammengeführt. Vermeintliche Krankheit und Lebenskel haben das junge Mädchen in die Einsamkeit getrieben. In den Bergen ist sie gesundet, zwischen Felsklippen und ersten Tannen, wo nur der Wildbach rauscht. Ein Jagdabenteurer hat ihn zu ihr geführt. Er ist Arzt. Einer von den Menschen unten im Thal, die schwer unter der Last des Lebens dahinkenden. Er hat sich mit seinem Teil abgefunden. Er ist glücklich verheiratet und hat mit kluger Resignation die letzten Klustonen, die man sich in seinen Jahren noch vom Leben zu machen pflegt, lachend von sich geworfen. Unten im Thale fühlt er sich sicher, höher stehend als die andern. Und nun führt ihn sein Weg hinaus in die Berge, mit ihr zusammen. Nur ein paar kurze, glückliche Tage sind den beiden vergönnt, Tage voller Feierlichkeit und Hoheit; dann der Abschied und die Rückkehr zum Leben, das unten im Thale ihn erwartet.

Und nun beginnt für den Mann ein aufreibender Kampf zwischen Alltäglichkeit und Sehnsucht. Durch angestrengte Arbeit sucht er das Niederkämpfen, was immer verlangender in ihm emporsteigt. Seine Schwäche treibt ihn dem Bahnsinn entgegen. Nur eins kann ihn heilen: er muß sie wiedersehen. Und er sieht die Geliebte wieder. Nach Jahren. Sie ist die brave Frau eines braven Mannes geworden. Stark, schön und glücklich tritt sie ihm entgegen. Da findet auch er seine Stärke und sein seelisches Gleichgewicht wieder. Lächelnd nehmen sie von einander Abschied; lebensfroh kehrt er in die Alltäglichkeit zurück. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

1. Neues von den strahlenden Elementen. Der französische Chemiker Berthelot hat in der letzten Zeit seine Thätigkeit den strahlenden Stoffen, im besonderen dem Radium, zugewandt, dessen chemische Wirkungen er untersucht hat. Er benutzte eine Probe des kostbaren Stoffs in einer versiegelten Glasröhre, die wieder in eine zweite Röhre eingeschlossen war; bei einigen Versuchen wurde sogar noch eine dritte als Hülle benutzt, um den Einfluß der Strahlen stark abzuwachen. Die chemische Wirkung vollzog sich in völliger Dunkelheit und mit ungewöhnlicher Langsamkeit. Die Verbindung von Zink und Sauerstoff wird durch die Radiumstrahlen ebenso zerlegt wie durch Lichtstrahlen und das gleiche ist mit Salpetersäure der Fall. Es ist dadurch erwiesen, daß die Radiumstrahlen eine chemische Kraft besitzen müssen, da eine Wärmewirkung ausgeschlossen ist. Eine Verwandlung von kristallisiertem Schwefel in eine unlösliche Form, die durch das Licht bewirkt wird, geschieht unter dem Einfluß der Radiumstrahlen nicht, letztere besitzen auch keine Wirkung auf Alctin, das sehr empfindlich gegen den elektrischen Strom ist, aber vom Licht nicht verändert wird. Die Oxalsäure, dieser bekannte, für den Aufbau des Pflanzenkörpers wichtige Stoff, der sogar durch zerstreutes Tageslicht leicht in eine Verbindung

mit Sauerstoff übergeführt wird, bleibt ebenfalls unverändert. Die Glasröhre, in der das Radium eingeschlossen war, nahm allmählich eine schwarze Farbe an, wahrscheinlich infolge der Ausscheidung des im Glase enthaltenen Bleis. In der Nähe der geschwärzten Teile war im Glas auch eine Purpurfarbe bemerkbar, die einer Verbindung des vorhandenen Mangans mit Sauerstoff zugeschrieben werden mußte. Die Bedeutung dieser Untersuchung liegt in dem Nachweis, daß die Radiumstrahlen in ihren chemischen Eigenschaften weder mit den Lichtstrahlen noch mit der Wirkung des elektrischen Stroms übereinstimmen. Eine andre Neuheit aus diesem Gebiet besagt, daß ein Strahlen ausstrahlendes Blei, wie es von den deutschen Chemikern Gosmann und Strauß vermeintlich gefunden wurde, wahrscheinlich als solches nicht vorhanden ist. Der Chemiker Giesel behauptet wenigstens, daß es sich nur um eine Mischung von Blei mit etwas Radium gehandelt haben könnte. Beachtenswert ist eine Beobachtung desselben Forschers, daß auch gewöhnliches Wasser unter dem Einfluß von Radium die Fähigkeit zur Aussendung kräftiger Strahlen annimmt; diese Wahrnehmung bedeutet allerdings nur eine Bestätigung früherer Untersuchungen. Auffallend ist die von Giesel verzeichnete Thatsache, daß das Wasser und die Luft, die zugleich mit einer Menge von Radiumsalz in eine versiegelte Glasröhre eingeschlossen sind, schließlich stärkere Strahlen auszusenden vermögen, als der radiumhaltige Stoff selbst. Die strahlende Eigenschaft des Wassers verschwand nach einigen Tagen wieder vollkommen. Darin liegt ein Beweis dafür, daß die Radiumstrahlen nicht in kleinen Teilchen des Stoffes selbst bestehen können. —

Humoristisches.

— **Ahnungsvoll. A.** (zu seinem Reisegefährten): „... Daß Sie solche Angst vor der Heimkehr haben?“

B.: „Ja wissen S', ich hab' neulich aus einer famosen Gebirgskneipe meiner Frau eine Ansichtskarte geschickt, und in meinem Dufel hab' ich alle Kellnerinnen mit unterschreiben lassen!“ —

— **Erklärlich. Frau:** „Wissen Sie vielleicht, Herr Doktor, was meinem Mann fehlt? Er klagt jeden Abend über Magen-schmerzen!“

Arzt: „O, das thät' ich auch, wenn ich zu Hause so einen vortrefflichen Magenknaps hätte!“ —

— **Moderne Anzeige.** Habe heute meine ärztliche Praxis eröffnet. Meinen P. T. Patienten steht im Wartezimmer eine Bibliothek, Klavier und kaltes Bisslett unentgeltlich zur Verfügung. R. R., prakt. Arzt. —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Das Berliner Theater bringt am 25. Januar, nachmittags, als erste diesjährige Sondervorstellung mehrere Dialoge und Satiren des Lucian. —

— „Ueber ihre Kraft“, eine Drama von Louis Wolff-Cassel, gelangt als erste Novität in der „Freien Bühne“ (Friedenau) am Donnerstag zur Aufführung. —

— Felig Philippis Schauspiel „Das große Licht“ erzielte bei der Aufführung im Hamburger Stadttheater einen großen Erfolg. —

— Das Deficit des Münchener Hoftheaters beträgt, nach der „N. bayr. Sta.“, 500 000 M. —

— Hebbels „Judith“ und Georg Engels' „Der Ausflug ins Sittliche“ werden demnächst im Théâtre Antoine zu Paris aufgeführt werden. —

— Ein überlebensgroßes Standbild von Ernst Haedel, das nach dem Tode des Gelehrten vor dem zoologischen Institut in Jena aufgestellt werden soll, ist dem Berliner Bildhauer Harro Magnussen zur Ausführung übertragen worden. —

— Den Hugo-Preis (1000 Fr.) hat die Medizinische Akademie in Paris dem Fräulein Dr. Melanie Lipinska aus Warschau für ihr Werk: „Geschichte der Arztinnen seit dem Altertum bis auf unsere Tage“ zuerkannt. —

— Für das Jahr 1902 hat der Verein deutscher Maschinen-Ingenieure eine Preisaufgabe, die sogenannte Deuth-Aufgabe, ausgeschrieben, betreffend Entwurf einer Vorrichtung für einen Flughafen zum Entladen von 24 000 Tonnen Kohle innerhalb 24 Stunden aus Eisenbahnwagen mit Seitenentladung in Flußschiffe. Preiswürdige Lösungen erhalten goldene Deuth-Medaillen; für die beste Lösung ist außerdem ein Geldpreis von 1700 Mark ausgesetzt mit der Verpflichtung für den Prämierten, innerhalb zweier Jahre eine auf wenigstens drei Monate auszu-dehnende Studienreise anzutreten. —

— Wie hoch die Fodex-Gehälter in England gestiegen sind, zeigt das Beispiel D. Mahers, des amerikanischen Berufskreiters, der es, nach einer Meldung des „Deutschen Sport“, 1901 auf 7500 Pfund brachte und für das laufende Jahr auf eine Einnahme von 10 000 bis 11 000 Pfund (220 000 M.) rechnet. —